

Möge der Heilige Geist den Verantwortlichen den rechten Weg zum Besten für *alle* Kinder Gottes weisen.

Jerusalem, 2. 2. 1987, am Fest der Darstellung Jesu im Tempel.

Unterzeichner:

Dubois, Marcel, OP, Kons. am Secrétariat pour l'Unité; Professor an der Universität Jerusalem

Borg, Johanna, Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Beer Sheva

Elihai, Yohanan, Pr., Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Jerusalem

Espinoza, José, SJ, Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Tel Aviv

Geftman, Rina, Mambre-Zentrum, Jerusalem

Gourion, J. Baptiste, OSB, Prior der Benediktiner von Abu Gosch

Pawłowski, Grzegorz, Pr., Mitglied des Komitee St-Jacques, Jaffa

Rossi de Gasperis, Francesco, SJ, Institut Biblique Pontifical, Jerusalem

Rufeisen, Daniel, OCD, Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Haifa

Stiassny, M. J., NDS, Ratisbonne, Jerusalem

Thorson, Sister Lucy, NDS, President of the Ecumenical Theological Fraternity, Jerusalem

Die Dominikaner des St.-Isaias-Hauses, Jerusalem

Die Kleinen Brüder Jesu

Die Kleinen Schwestern Jesu

Sr. Marie-Madeleine, OP, Association Oecuménique, J.-L., Jerusalem/Paris

6 Der Dialog hat mehr erreicht als je vorgestellt:

Die Geschichte trennt mehr als die Theologie

Von Folco Galli (Kipa)*

Anlässlich der Verleihung des Ehrendoktors der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Basel an Dr. E. L. Ehrlich brachte die in Luzern erscheinende katholische Tageszeitung »Vaterland« die nachstehend wiedergegebene Übersicht:

In den vierzig Jahren ihres Bestehens hat die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz (CJA) mehr erreicht, als sich Christen und Juden je vorzustellen wagten. Der Dialog muss freilich in Zukunft noch mehr in die Tiefe und Breite gehen. Diese Bilanz zieht Ernst Ludwig Ehrlich, der seit 1958 als Zentralsekretär der CJA wirkt und dem Anfang November an der Jubiläumsfeier der CJA in St. Gallen für seine Verdienste im christlich-jüdischen Dialog der Ehrendoktor der Theologischen Fakultät der Universität Basel verliehen worden ist (s. u. S. 93). Der neue Dialog zwischen Juden und Christen begann 1947 mit der Verabschiedung der Seelisberger Thesen¹, welche die ärgsten theologischen Vorurteile über das Judentum abzubauen versuchten. Auf diesem Gebiet ist seither auch vieles erreicht worden, wie Ernst Ludwig Ehrlich in einem Gespräch feststellt: Die Passionsgeschichte wird heute ohne Vorurteile erzählt, der Antijudaismus ist aus

der theologischen Literatur verschwunden, und in Predigt wie Katechese wird weitgehend kein antijüdisches Bild mehr geboten. Was hingegen noch fehlt, bedauert Ehrlich, ist eine wirkliche Kenntnis der Religion, der Geschichte und des Selbstverständnisses der Juden und damit des »jüdischen Elements innerhalb der christlichen Religion«.

Ehrlich hat aufmerksam registriert, wie Papst Johannes Paul II. »bei jeder Gelegenheit« auf die tiefe innere Verbindung zwischen Judentum und Christentum hinweist und »eindringlich« an den ungekündigten Bund zwischen Gott und Israel (Römerbrief 9–11) erinnert. Das Judentum werde durch das Christentum nicht überholt, sondern behalte trotz des durch das Christentum hinzugekommenen Elementes – »des Juden Jesus als der Christus der Kirche« – seine ihm eigene Würde. Man müsse im Respekt vor dem jeweils Eigenen neu und anders voneinander Kenntnis nehmen, und dieser vertiefte theologische Dialog sollte auch »zu mehr Mitmenschlichkeit der beiden Partner führen«.

Begegnung fehlte

Der Zentralsekretär der CJA hat oft den Eindruck, dass der christlich-jüdische Dialog als »nicht unnützliche Freizeitbeschäftigung von Hobbyisten« betrachtet wird. Dieses Desinteresse der Basis hat für ihn verschiedene Gründe. Für die jüdische Seite ist entscheidend, »dass wir eine zweitausendjährige Geschichte der Vergegnung anstatt der Begegnung hatten«. Die Kirche habe im Zusammenwirken mit dem Staat die Juden bis zu ihrer Emanzipation im 19. Jahrhundert unterdrückt, was ihnen natürlich das Interesse am Christentum verleidet habe. Erst nachdem die Juden in die europäische Gesellschaft integriert worden und von Fremden zu Mitbürgern avanciert sind, ist die Voraussetzung für einen Dialog da.

Für die christliche Seite spielen nicht die jüdischen Zeitgenossen die entscheidende Rolle, so Ehrlich, sondern das Judentum als geistiges Phänomen. Wenn sich Christen mit der biblischen Überlieferung befassen, werden sie notwendigerweise auf das Judentum verwiesen: »Man bekommt die Juden einfach nicht aus der Bibel heraus.« Die Nationalsozialisten, deren Herrschaft Ehrlich am eigenen Leibe zu spüren bekam, hätten dieses jüdische Element im Christentum früher als die Christen erkannt und infolgedessen auch das Christentum bekämpft. Für die Christen bestehe hier ein gewisser Nachholbedarf, denn das Wissen um ihre Herkunft sei für ihr Selbstverständnis bedeutsam.

Um die Basis wirklich zu erreichen, müssten die Anliegen des christlich-jüdischen Dialogs in die Ausbildung der Theologen integriert werden. Die Tätigkeit des Instituts für jüdisch-christliche Forschung in Luzern allein genügt nach Ansicht Ehrlichs nicht. Vielmehr müssten »an allen katholischen und evangelischen Fakultäten Vorlesungen von jüdischen Gastdozenten stattfinden, und zwar nicht nur als Dessertfach«.

Durch Geschichte getrennt

Immer wieder wird betont, dass der christlich-jüdische Dialog nicht zum Synkretismus führen darf. Die Christen dürfen nicht den Juden zuliebe ihre Christologie aufgeben, und ebenso können die Juden nicht den Christen zuliebe in Jesus mehr als einen bedeutenden Juden in der Nachfolge der israelitischen Propheten sehen. Entscheidender als solche theologische Differenzen scheint Ehrlich jedoch die Trennung durch die Geschichte von 2000 Jahren, wie er an einigen Beispielen veranschaulicht. So bedeuteten die Kreuzzüge für die Christen der Versuch, die Heilige Stadt Jerusalem von den Muslimen zu-

* »Vaterland«, Nr. 10, 6. 12. 1986.

¹ s. FrRu III (8/9), 9, 11; XVI/XVII, 54.

rückzugewinnen. Für die Juden bedeuteten sie die Ausrottung ihrer Gemeinden im Rheinland, da die Kreuzfahrer auf dem Weg ins Heilige Land »ungeheure Metzeleien« an den Juden begingen. Erneute Verfolgung brachte dann die Pest von 1349, da die Christen die Juden der Brunnenvergiftung beschuldigten. Ehrlich: »Es war eine Art Holocaust mit den damaligen Mitteln.« Auch den Holocaust im Zweiten Weltkrieg haben Christen und Juden anders erfahren: Für die allermeisten Schweizer bedeutete der Nationalsozialismus eine Bedrohung ihrer Art und Eigenstaatlichkeit, für die schweizerischen Juden war es zudem eine Frage des Überlebens.

Geschwisterlichkeit

»Wir sollten davon wegkommen, vom anderen nur das Gerücht zu kennen, sondern sein Selbstverständnis verstehen lernen«, fordert Ehrlich. Doch damit das Verhältnis zwischen Christen und Juden tatsächlich geschwisterlich wird, bedarf es mehr als der intellektuellen Aufarbeitung von Vorurteilen und Unwissen. Ein Musterbeispiel, »das tief in die emotionale Sphäre hineinreicht«, ist der Besuch des Papstes in der römischen Synagoge in diesem Frühjahr (s. o. S. 3). Zu solchen Begegnungen wie auch zu gemeinsamem Gebet dürfe man freilich niemanden zwingen. Beispielhaft ist für Ehrlich seine Begegnung mit Kardinal Macharski am Deutschen Katholikentag in Aachen, die damit endete, dass er ihm sein jüdisches Gebetbuch schenkte. Macharski wollte nämlich gerne das Kaddisch-Gebet gemeinsam mit den Juden sprechen, die das in seiner Diözese gelegene Auschwitz besuchen. Er hatte festgestellt, dass dieses Gebet kein einziges Wort enthält, das er als katholischer Christ nicht nachvollziehen könnte. Heute liegt das Gebetbuch des jüdischen Publizisten und Wissenschaftlers auf dem Nachttisch des Kardinals. »Dies ist ein Zeichen von geschwisterlicher Zuneigung und einer Spiritualität«, so Ehrlich, »wie sie zwischen zwei Menschen wachsen muss, die man aber nicht verordnen kann.«

Die neuen Töne hören

Immer wieder wird von jüdischer Seite gewünscht, dass der Vatikan den Staat Israel anerkenne und die Kirche deutlicher ihre schuldhafte Verstrickung in Antisemitismus und Judenverfolgung zugebe. Ehrlich erachtet dies allerdings nicht als wichtig und hat wenig Verständnis für Juden, »die um die Gunst des Vatikans buhlen«. Der Vatikan täte zwar gut daran, den Staat Israel nun wirklich zur Kenntnis zu nehmen. Doch Israel existiere seit 1948 ohne die Anerkennung des Vatikans und brauche sie auch nicht, meint er selbstbewusst.

Ehrlich ist auch nicht so empfindsam wie etwa die holländischen Juden, die eine Begegnung mit dem Papst während seiner Pastoralreise von einer Erklärung abhängig gemacht hatten, in welcher der Heilige Stuhl seine Mitschuld an den Judenverfolgungen hätte gestehen sollen. Es genügt für ihn, wenn der Papst, wie zum Beispiel 1980 bei der Begegnung mit den deutschen Juden in Mainz, feststellt, dass eine falsche religiöse Sicht des jüdischen Volkes die Verkennung und Verfolgung im Laufe der Geschichte zum Teil mitverursacht habe. Diese »neuen Töne« sollten nicht überhört werden – weder von Juden, die sich in ihrem Vorurteil, die Kirche sei unbussfertig, eingeln, noch von Katholiken, die permanent verdrängen, was offiziell von ihrer Kirche verkündigt wird.

Wirkung auf Ökumene

Es gibt keine Konfession, mit welcher den Juden der Dialog leichter oder schwerer fallen würde, denn es geht nicht um ein konfessionelles, sondern menschliches Problem: Es gibt bei Katholiken wie Protestanten offene, vor-

urteilslose und lernwillige Menschen, unterstreicht Ehrlich. Auch die von den Kirchen der Reformation hochgehaltene Rechtfertigungslehre (allein durch den Glauben gerecht) stellt kein grösseres Hindernis dar, denn nur »protestantische Ignoranten« kennen jene Gebete nicht, in denen Juden bekennen, keine guten Taten vorweisen zu können und auf Gottes Gnade angewiesen zu sein.

Ehrlich weist jedoch auf einen strukturellen Unterschied hin. Aufgrund der hierarchischen Struktur der katholischen Kirche erlangten die Entschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils, welche die Basis für den Dialog mit den Juden legten, eine grössere Breitenwirkung. Der Dialog mit den protestantischen Kirchen ohne übergeordnete Autorität erfolgt hingegen punktueller, ja in einigen Kirchen spielt noch das Problem der Judenmission eine Rolle. Ehrlich macht schliesslich darauf aufmerksam, dass sich Katholiken und Protestanten einander nähern, wenn sie mit Juden reden. Der christlich-jüdische Dialog wirkt sich auf die innerchristliche Ökumene befruchtend aus.

»Familienkonflikt«

Am Schluss des Gesprächs zeigt Ehrlich nochmals die Bedeutung der Geschichte auf, die Licht auf die Gründe der Trennung wirft. Der Trennungsprozess zwischen Juden und Christen war deshalb so scharf, weil es sich um einen Familienkonflikt gehandelt hat und das Gemeinsame so stark empfunden wurde, dass es zur Bedrohung wurde. Dank der Archäologie wissen wir heute, warum sich etwa Bischof Melitto von Sardes in seiner Osterpredigt so scharf gegen die Juden gewandt hat. Im alten Sardes gab es eine grosse Judengemeinde mit einer riesigen Synagoge, die vor zehn Jahren ausgegraben worden ist – eine Kirche ist hingegen bis heute nicht gefunden worden. Die Spannungen zwischen Juden und Christen, die um die gleichen Menschen gerungen haben, verstärkten sich in den ersten Jahrhunderten besonders dort, wo sich christliche Gemeinden durch eine mächtige Judenheit bedroht fühlten.

Die Kirche hat allerdings diese Ausgrenzung der Juden zu einer Zeit durchgehalten, in der sie nicht mehr ums Überleben kämpfen musste und die Juden zu einer Minderheit geworden waren, kritisiert Ehrlich. Heute gilt es, diese Geschichte, die im Jahre 80 oder 90 n. Chr. auseinandergegangen ist, irgendwie wieder zusammenzubringen oder zumindest in ihrer Verschiedenartigkeit zu verstehen.

7 Bundesverdienstkreuz für Botschafter Meroz

Yohanan Meroz gab offen zu, lange gezögert zu haben, die Auszeichnung anzunehmen. Was ihn schliesslich doch dazu bewogen habe, das Grosse Bundesverdienstkreuz mit Schulterband entgegenzunehmen, sei die »Bewunderung und Verehrung, die er für Bundespräsident Richard von Weizsäcker« hege, sagte der ehemalige israelische Botschafter (1974–1981) in Bonn. Der Bundespräsident leiste einen »Beitrag dazu, dass so manche neue Wunde nicht zu einem neuen eiternden Geschwür ausgeartet ist... Auf nichts bin ich stolzer als auf Weizsäckers Freundschaft, die er meiner Frau und mir während meiner Dienstzeit in Bonn erwiesen hat.«

Meroz wurde das Verdienstkreuz vom deutschen Botschafter in Israel, Wilhelm Haas, verliehen. Der Vater von Haas, der ebenfalls Botschafter war, hatte wegen der jüdischen Abstammung seiner Ehefrau die Zeit des Zweiten Weltkrieges im Exil verbracht, ebenso wie Yohanan Me-